

Unverkäufliche Leseprobe



Eva Gesine Baur
Amor in Venedig
Auf den Spuren der Liebenden

269 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-58230-1

Venedig & die Liebenden

Die Macht der Suggestion

«Venedig, das ist *meine* Stadt», sagen Millionen von Menschen und sie sagen es meist mit einem leisen Seufzer oder legen dabei die Hand aufs Herz.

Venedig scheint eine Kurzform für Romantik und Liebe zu sein.

Warum?

Die Frage klingt gotteslästerlich. Doch sie ist berechtigt: weder die Stadt noch ihre Bewohner rechtfertigen den Nimbus der *Serenissima* als Stadt der Liebe.

Romantisch waren die Venezianer nie. Sie haben im Ausland im großen Maßstab Kunstschätze geraubt und wurden zu Hause für den Diebstahl gefeiert. Sie haben die Einkommensteuer, die Börse und die Statistik erfunden, die Ausgabe von Staatsaktien, die staatliche Bücherzensur und die anonyme Denunziation. Sie besaßen ein System von Spitzeln und Spionen, das der DDR-Staatsicherheit Ehre gemacht hätte, und heizten die Spielsucht der Einheimischen wie der Fremden an, weil schon vor dreihundert Jahren der Staat die Lotto-Erlöse kassierte. Den Männern, die den Mechanismus der Uhren im *Torre dell' Orologio* am Markusplatz im späten 15. Jahrhundert ausgeklügelt hatten, wurden die Augen ausgestochen, damit die Uhrmeister ihr technisches Wunderwerk nicht an andere Städte verkaufen konnten, und der viel beschworene venezianische Erfindungsgeist zeigte sich besonders deutlich in den Folterkammern des Dogenpalastes.

Wer in Venedig nicht über Beziehungen verfügte, hatte kei-

nerlei Chancen, hat sie bis heute nicht. Sogar die Lizenzen für Gondelfahrer werden vererbt.

Nicht Liebe, Macht und Geld waren zentrale Themen der Venezianer. Der *Ponte di Rialto*, die Wallstreet des Mittelalters, zog Menschen an, die tagsüber Geschäfte machen und sich abends davon erholen wollten. Berühmt war Venedig folgerichtig ein halbes Jahrtausend lang vor allem für eine Form der Liebe: die käufliche. Damit Geschäfte zu machen, fanden Patrizierdynastien keineswegs ehrenrührig. Der Familie Rampani gehörten fast alle Freudenhäuser im *Sestiere San Polo*, weshalb nicht nur diese Etablissements *Ca' Rampane* hießen; das gesamte Rotlichtrevier nannten die Venezianer *Carampane*, woran der Straßename eines mittlerweile zugeschütteten Kanals *Rio terà Rampani* erinnert. In dieses Vergnügungsviertel führte eine Brücke, die ebenfalls noch ihren alten Namen trägt: *Ponte delle tette*. Von dort aus konnten Interessenten an den offenen Fenstern der umliegenden Häuser die Damen begutachten, die ihre nackten Brüste vorzeigten. Das allerdings waren Sonderangebote, einfache Dirnen, denn die Kurtisanen pflegten einen anderen Stil und hatten andere Preisvorstellungen. Ihren Namen hatten sie frech abgeleitet vom *cortegiano*, dem vollkommenen Edelmann, dem formvollendeten Höfling.

In gewisser Hinsicht war ihr Selbstbewusstsein berechtigt. Viele von ihnen sind zu Museumsreife gelangt. Große Maler porträtierten sie offiziell, denn die Damen zahlten gut. Wie teuer sie sich aufputzen konnten, belegt Vittore Carpaccios Gemälde *Le Cortegiane* im *Museo Civico Correr*. Doch inoffiziell kamen sie zu größeren Ehren, zu olympischen: als nackte Göttinnen der Schönheit, der Weisheit, der Jagd bei Tizian, Veronese, Tiepolo oder Tintoretto.

Immerhin suggerierten die Kurtisanen der oberen Preiskategorie ihren Kunden Romantik, denn sie hatten tanzen, singen, Mandoline spielen oder dichten zu können, über einen geschulten Geschmack, eine gediegene Einrichtung und über Umgangsformen zu verfügen, wie sie der Hochadel erwartete. Kenntnisse in Latein und Altgriechisch waren willkommen.

Als Heinrich III. von Valois, König von Polen, auf dem Weg in die Heimat zu seiner Krönung als König von Frankreich war, äußerte er bei seinem Staatsbesuch in Venedig den Wunsch, ein paar intime Stunden mit Signora Veronica Franco zu verbringen, der berühmtesten Kurtisane der Stadt. Er überschüttete sie danach mit Geschenken, sie dichtete für ihn ein Sonett und legte als Souvenir ein Porträt bei, das Tintoretto von ihr gemalt hatte.

Doch Geschäft bleibt Geschäft.

Liebende vergessen sich, Liebbedienerinnen niemals. Die Konditionen ihrer Hingabe waren in Venedig von jeher fest umrissen. 1566 erschien ein *Katalog der wichtigsten und ehrenwertesten Kurtisanen Venedigs, ihr Name, der Name der Zuhälterin, ihre Adresse, desgleichen die Summe der Geldstücke, die jene Edelleute und andere zahlen müssen, die in den Genuss ihrer Gunst zu kommen wünschen*. Der Spitzensatz lag bei 25 Goldtaler pro Besuch. Dafür musste ein Arzt einen ganzen Monat arbeiten. Der Katalog umfasste, als Michel de Montaigne 1580 bis 1581 seine Italienreise unternahm, immerhin 1654 Einträge, führte genau auf, welche der Damen sich eine Kupplerin hielt und welche nicht, was sie außer körperlichen Vorzügen noch zu bieten hatte, wo, wie und mit wem sie wohnte.

Das Kurtisanenwesen ging zwar im 17. Jahrhundert zu Ende, das einfache Gewerbe aber hielt sich, auch was die homophilen Dienstleistungen anging, und gilt bis heute als eine der sicheren Einnahmequellen.

Wo also bleibt die Romantik, das Elixier der Liebenden?

Wer meint, diese liege in der baulichen Schönheit Venedigs, wird von Fachleuten eines Besseren belehrt.

Massimo Cacciari, Professor für Ästhetik, 1994 das erste Mal zum Bürgermeister von Venedig gewählt, nun erneut Stadtoberhaupt, erwies sich keineswegs als werbewirksam. «Venedig ist nicht schön», erklärte er. «Venedig ist eine Stadt voller Scheußlichkeiten. Neunzig Prozent der Bauten stammen aus

den letzten zwei Jahrhunderten.» Schön seien ganz andere Städte im Land, San Gimignano oder Gubbio. Den Dogenpalast schön zu finden, sei reine Konvention. Der Markusplatz ist in Cacciari's Augen eine ästhetische Katastrophe, verschandelt vor allem durch die napoleonischen Prokuratien. Schuld an der mangelnden Harmonie des Stadtbildes sei der Hochmut der Patrizier gewesen, die nicht daran gedacht hätten, sich einem einheitlichen Stil zu fügen. Jeder stellte sich selbst dar, so prächtig und mächtig er konnte. «Venedig ist Konflikt. Hier passen keine zwei Steine zusammen», sagt Cacciari. Schön seien die Synagogen im *Ghetto*, denen Toledos ebenbürtig, schön sei der Zweckbau des einstigen *Mulino Stucky*, schön seien *San Pietro di Castello* und die Friedhofsinsel *San Michele*.

Cacciari befindet sich als Skeptiker, der die Venedig-Euphorie für Verblendung hält, in guter Gesellschaft. Michel de Montaigne, Venedigfahrer des 16. Jahrhunderts, empörte sich über die Unverschämtheit, dass diese stinkende Stadt so teuer sei wie Paris, aber sehr wenig biete fürs Geld. Dem englischen Historiker Edward Gibbon, Tourist des 18. Jahrhunderts, wurden nach eigenen Angaben «einige Stunden des Staunens und einige Tage des Ekels durch den Anblick von Venedig beschert». Unter den Reisenden des 19. Jahrhunderts finden sich besonders viele prominente Venedigverächter. Herbert Spencer, Philosoph und Soziologe, erregte sich über die Plumpheit des Dogenpalastes und erklärte die Markuskirche schlicht für «ein prächtiges Beispiel barbarischer Architektur». D. H. Lawrence, den Lesern von *Lady Chatterley's Lover* bekannt als ein Mann mit Sinn fürs Delikate, wurde von Venedig ebenso wenig animiert. Eine «scheußliche grüne, schlüpfrige Stadt», nannte er die *Serenissima*. Sein Landsmann John Ruskin zeichnete nicht etwa deswegen jeden Stein der Stadt ab, weil ihn Venedigs Erlesenheit hingerissen hätte. Angereist war der besessene Kunsthistoriker und Architekturtheoretiker, weil er sich verpflichtet fühlte, ein letztes Porträt der moribunden Stadt zu schaffen, vielleicht sogar, um ihr die Totenmaske abzunehmen. Als Mr. John und Mrs. Effie Ruskin im November 1849 in Venedig eintrafen, vermeldete John

alarmiert: «Was mit Venedig derzeit geschieht, grenzt an Vernichtung.» Es sei kein Vergnügen, hier zu sein, jammerte er. Der käsige Kauz mit Backenbart, Sohn eines reichen Weinhändlers, war verwöhnt und schon weit gereist; seine Frau, eine zweiundzwanzigjährige Schottin mit Engels Gesicht, war eines von vierzehn Kindern und hatte noch fast nichts von dieser Welt gesehen. John Ruskin katalogisierte, vermaß, zeichnete, beschrieb, aquarellierte und fotografierte. Er fühlte sich als Kronzeuge der venezianischen Apokalypse und als Wahrheitsfanatiker dazu verpflichtet, alles, was er an Attrappen, Schlampereien, Unproportioniertem, an hässlichen Abseiten und Rückseiten entdeckte, kundzutun. Ruskin entlarvte einen Großteil von Venedigs architektonischem Glanz als Heuchelei. So etwas strengt an. Während John, wenn er nicht arbeitete, in Briefen nach Hause Schimpftiraden über die Venezianer abließ, versuchte Effie, sie kennen zu lernen. Ruskin beschimpfte seine Gastgeber summarisch als ein Volk, das zwar die größten und herrlichsten Anlagen in sich trage, aber verkommen sei zu einem Gebilde, «das nun träge, ignorant, unfähig, sich Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit auch nur vorzustellen, blasphemisch, mordlustig, wollüstig, feige» sei.

Effie begegnete in Venedig weniger der Mordlust als der Bewunderung.

Sie war eine Schönheit und wusste es. Befriedigt vermeldete sie, wie viele Zigarren aus dem Mund genommen wurden, wenn sie ihre tägliche Tour absolvierte, in welche der renommierten Häuser sie hier eingeladen wurde, fast alle von österreichischem, deutschem, englischem oder französischem Adel belegt. Effie hatte zwar auch hier keinen Sex mit John und daran sollte sich bis zur Scheidung dieser Josephe nichts ändern, aber in Venedig erotisierten sie die beifälligen Blicke, die Flirts auf den Plätzen, in den Salons, den Kaffeehäusern, von Gondel zu Gondel.

Effie genoss, John jammerte.

Sie verfiel dem Charisma von Venedig, er verabscheute es täglich mehr.

Wie kam es, dass zwei Menschen, die sich zur selben Zeit in derselben Stadt aufhielten, sie völlig unterschiedlich erlebten?

Ähnlich wie John Ruskin ging es vielen anderen, vorwiegend männlichen Venedigreisenden.

Stendhal verließ Venedig enttäuscht in Richtung Padua, das ihm gefiel und eine Liebschaft bescherte. Carl Gustav Carus nannte 1828 die *Serenissima* «eine große Ruine». «Welch Gesindel auf diesen Barken und diesen Ufern!», zeterte er. «Welche Menge Kirchen und welch elendes Aussehen der Wohnungen!» Als ein paar Jahrzehnte später Charles Gounod nach Venedig kam, war er ebenso angewidert. «Diese schlafenden Wasser, deren düstere Stille den Fuß all der alten Paläste benetzt», grauste es dem Komponisten, «dieser schaurige Schatten, aus dessen Grunde man die Schmerzensschreie irgendeines berühmten Opfers zu hören glaubt, machen aus Venedig eine Hauptstadt des Schreckens».

Eines ist den enttäuschten Venedig-Touristen gemeinsam: sie erlebten in Venedig keinerlei Liebesabenteuer. Ist es zu kühn, hier eine Wechselwirkung auszumachen? Kann es sein, dass die Liebe zu und in Venedig etwas miteinander zu tun haben? Kann diese Stadt nur lieben, wer in ihr der Liebe begegnet und liebt dort nur, wer auch die Stadt selbst liebt?

Sicher ist, dass es nicht die architektonische Schönheit ist, die Venedig die amouröse Aura verleiht. Sonst trüge Prag einen größeren Nimbus.

Seinen Ruf als Stadt der Liebenden verdankt Venedig nicht seinem Äußeren, sondern seinem Wesen, einem Wesen, das mit der Liebe vieles gemeinsam hat.

Liebende spüren das vermutlich.

Venedig ist eine wankende Stadt, ins Wasser gebaut, verführerisch durch ihre Instabilität: kann es eine bessere Bühne für Verliebte geben?

Dass es gefährdet ist, sein nahes Ende immer wieder beschworen wird, und doch jeder wünscht, es möge niemals

untergehen, macht Venedig aus – und jede Liebe. «Denn alle Lust will Ewigkeit», sagte Nietzsche, wohl wissend, dass dieser Wunsch so unerfüllbar ist wie der, Venedig möge niemals untergehen.

Nach Venedig zu reisen, um der Stadt zu verfallen, ist eine Flucht aus der Rechtwinkligkeit des Vernünftigen.

Was ist das Verliebtsein anderes?

Alles, was in Venedig geschieht, changiert, irisiert, schillert. Wirklichkeit und Illusion sind nicht zu scheiden. Die Grenzen zwischen Festland und Wasser verschwimmen.

Verliebten ergeht es ähnlich, wenn sich die Konturen des Ich aufzulösen beginnen und zwei Menschen sich vermischen.

Dass selbst Venedig-Kenner sich immer wieder verlaufen, trägt ebenfalls zum Ruf dieser Stadt bei, Metropole der Liebenden zu sein. Wer sich in Venedig zurechtfinden möchte, muss sich von den herkömmlichen Methoden der Orientierung verabschieden. Nur die Aufmerksamkeit fürs Detail kann den Weg weisen durch das Labyrinth der Gassen, Brücken, Durchgänge, *Fondamenta* und Plätze.

Wer sich die Kalligraphie der Mauerrisse, die Rorschach-Testbilder von Mauerflecken, die oft schäbigen Seltsamkeiten einprägt, kann sich erinnernd durch diesen Irrgarten tasten.

In der Liebe helfen Gebrauchsanweisungen ebenfalls nicht weiter; die können bestenfalls sexuelle Orientierungshilfen leisten. Doch eine Frau, die sich ein Sexualberatungsbuch kauft, braucht kein Sexualberatungsbuch, sondern einen Mann (oder eine Frau).

Wer in Venedig mit einem Stadtplan durch die Gassen zieht, wird es nicht verstehen. Im Labyrinth der Liebe führt wie in Venedig nur eines ans Ziel: sich einzulassen und erkundend zu erleben.

Es gibt noch etwas, das jedes Verliebtsein so begehrenswert erscheinen lässt: es verwandelt uns und die Welt um uns herum. Venedig ist die Hauptstadt der Verwandlung.

Auch wenn der *Carnevale* von heute mit dem einstigen nicht mehr viel gemeinsam hat, ist er doch noch immer mehr als ein touristisches Großereignis. Die Lust am Verkleiden war jahrhundertlang typisch venezianisch. Die Maskerade bestimmte früher das Leben der Stadt. Fünf Monate des Jahres war es den Venezianern erlaubt, sogar geboten, sich zu maskieren. Der *Contessa* wie der Gemüsehändlerin, dem *Abate* wie dem *Gondoliere*. Und die Maske erlaubte jede Art von Freiheiten. Nicht nur den Männern, auch den Frauen, die davon umso weniger besaßen, je höher sie in der Hierarchie standen.

Maskiert konnten Patrizierinnen zu jeder Tages- und Nachtzeit ausgehen, maskiert durfte die höhere Tochter ihren Geliebten empfangen, auch wenn er Bootsbauer oder Fischer war, maskiert konnten Ehebrecher einander begegnen, sich vielleicht sogar erkennen, und dennoch die Abwege des anderen tolerieren, weil die Maske ihr Gesicht wahrte. Das entging, wie manches andere, was Venedig zur Stadt der freien Liebe machte, dem Fremden freilich. Auch heute erfährt er viele erotische Dimensionen Venedigs nicht, denn selbst Reisende, die des Italienischen mächtig sind, beherrschen nicht den venezianischen Dialekt, diese genuschelte, lispelnde Sprache, die das scharfe g in ein weiches z verwandelt, die Wortkonturen verwischt, aus *Giovanni e Paolo* «Zanipolo» macht und aus einer *Giovanetta* eine «Zanetta», die keine Kanten kennt und fürs Liebesgeflüster erdacht zu sein scheint. Dass sie sich auch zur Intrige eignet, widerspricht dem nicht. *Cicisbeare* heißt das venezianische Wort für flüstern und *Cicisbeo* wurde ein Mann genannt, der einflüsterte und zuflüsterte. Er war Liebhaber, Gigolo oder Begleiter der verheirateten Frau, außerdem ihr Berater in allen Stilfragen; vom Gatten wurde er nicht nur geduldet, sondern gewollt. War es doch der *Cicisbeo*, der ihm Freiraum für die eigenen Affären verschaffte und die Gattin bei guter Laune hielt. Mit der eigenen Ehefrau zu promenieren war peinlich, mehr noch: herabwürdigend.

Venedigbesucher, die von solchen Sitten wussten, konnten leicht dem Irrtum anheimfallen, die Venezianer für grenzenlos

freizügig zu halten. Sir Henry Wotton, 1604 zum englischen Botschafter in Venedig ernannt, wurde vor diesem Fehler rechtzeitig bewahrt. Auf seinem morgendlichen Spaziergang über *Piazzetta* und Markusplatz entdeckte er Antonio Foscarini. Der Patrizier, dessen Palast bei *San Stae* Wotton gern besucht hatte, hing wie ein Stück Schlachtvieh an einem Bein, das am Galgen befestigt war. Seinem Hals war anzusehen, dass der *nobile* vor dem Aufhängen erdrosselt worden war.

Von den Einheimischen verwunderte das keinen. Foscarini gehörte zum Rat, zum Adel der Stadt, und damit war es ihm verboten, mit einer Ausländerin intim zu verkehren. Das Aufhängen an einem Bein war die übliche Strafe bei Hochverrat. Dass Foscarini mit der Dame, der englischen Lady Alatheia Arundel, angeblich gar nicht bis zum Äußersten gegangen, sondern nur in sie verliebt gewesen war, hatte das Gericht nicht überzeugen können.

Die Freizügigkeit in der Liebe unterlag in Venedig eigenen Gesetzmäßigkeiten, die sich dem Fremden meistens nicht erschlossen. Beim Verwandlungsspiel der Venezianer aber machten die Gäste der Stadt seit Jahrhunderten mit.

Heute sind die Amerikaner, die Engländer und die Deutschen in der Überzahl als Zuschauer bei der *Regatta storica*, der *Festa del Reddente, della Salute* oder *di San Marco*, vor allem aber beim *Carnevale*. Ihr Wunsch, sich Venedig anzuverwandeln, wie ein Venezianer zu wirken, lässt sich im Faschingskostüm gut ausleben. Zwar würden sie eher für einheimisch gehalten, liefen sie in Anzug oder Kleid mit gepflegtem Schuhwerk durch die Stadt, anstatt in halbnacktem Zustand und Plastiksandalen über das Pflaster zu schlurfen, doch etwas Richtiges ist am falschen Spiel.

All diese Festivitäten, früher wurden einundvierzig im Jahr gefeiert, sind Indizien für Venedigs Lust an der Verwandlung. Die ganze Stadt legt damit ein anderes Gewand an, das die Armut, die Dekadenz, das Verwahrloste, den Niedergang verhüllt und an den Glanz Venedigs glauben lässt.

Das war vor einem halben Jahrtausend so und gilt noch immer.

Dass Venedig zur Stadt der Liebe stilisiert wurde, hat noch einen anderen Beweggrund: es befand sich in einem dauernden Erregungszustand. Bereits zu Lebzeiten Goldonis brannten die ganze Nacht durch Straßenlaternen, finanziert aus besagten Lottoerlösen. Venedig schlief nicht. Die Läden blieben bis weit in den Abend hinein geöffnet, die Kaffeehäuser und Weinschenken waren um Mitternacht so gut besucht wie am Tag, in den *Ridotti* und *Casini* wurde bis in den frühen Morgen hinein gespielt. Erst um Mitternacht erreichte das Treiben auf dem Markusplatz seinen Höhepunkt.

Auch die rasche Abfolge von Festen, Feiern, Zeremonien, Prozessionen trug dazu bei, dass Venedig ständig zu fiebern schien.

Bis heute ist der Stadt etwas von dieser nie ganz befriedigten Begehrlichkeit geblieben. Nach ein paar Tagen bereits spüren die meisten Besucher, wie sich diese Unruhe auf sie überträgt.

Venedig macht die, die es lieben, lüstern und vielleicht lieben sie es deshalb.

Damit sind sie hier durchaus zu Hause.

Ein Venezianer, Geistlicher, zugleich promovierter Jurist, Freimaurer und Okkultist, gab ein Bekenntnis ab, das auch dem Wahlvenezianer anstünde: «Die sinnlichen Genüsse zu kultivieren, bildete die Hauptbeschäftigung meines ganzen Lebens. Niemals hat es für mich etwas Wichtigeres gegeben.»

Dieser Venezianer hieß Giacomo Casanova.

Orte



Abb.: Neben den vielen privaten Spielcasinos gab es in Venedig ein großes öffentliches Etablissement für Glückssucher. Wo es lag, verrät der Stadtplan: Vom *Campo San Moisè* verläuft eine Gasse Richtung *Canal Grande*, die sich noch heute *Calle del Ridotto* nennt. Sie führt zu einem Gebäude, das früher der Familie Dandolo gehörte. Die Vornehmheit ihrer Dynastie, aus der einige Dogen hervorgegangen sind, hielt die Dandolo nicht davon ab, diesen Palast in einen *Ridotto Pubblico*, ein öffentliches Clubhaus mit Spielcasino zu verwandeln, das härtere Währung als Ruhm einbrachte. Marco Dandolo, ein Freund Casanovas, schuf so sein eigenes Freizeitparadies, er war ein besessener Spieler. 1774 verfügte der Große Rat der Republik Venedig die Schließung dieses *Ridotto*, weil sich zahlreiche Adelsfamilien dort in den Ruin gespielt hatten.

Heute befindet sich in diesem 1768 von Benedetto Maccaruzzi umgebauten Palast eines der elegantesten Hotels der Stadt, das *Monaco & Grand Canal*. Es liegt im Sestiere San Marco, Calle Valaresso, unweit des Markusplatzes. FON 041/5 20 02 11. www.hotelmonaco.it

Wer auf den Spuren der käuflichen Damen im Viertel *Carampane* wandert, kann sich dort mit eiweißreicher Kost stärken. *Antiche Carampane* nennt sich eine Trattoria mit ausgezeichnete traditionell vene-

zianischer Küche, die sich zu Recht mit vollbusigen Damen im Hausprospekt brüstet. *Antiche Carampane, San Polo 1911, Rio Terà delle Carampane*, FON 041/524 01 65. www.antichecarampane.com



Abb.: Rund um den *Ponte di Rialto* finden sich die ältesten Wirtshäuser Venedigs, weil dort, zu Füßen des Rialto, schon immer der Markt lag. Der *Rialto* war Herz und Magen der Stadt.

Bàcari sind eine typisch venezianische Einrichtung. Manche sind identisch mit den *Malvasie*, die bei Casanova vorkommen werden. Dort wird in kleinen Gläsern Wein ausgetrunken,

meist ein Achtel, *ombra*, der Schatten genannt, weil der Weinausschank immer im Schatten der Kirchen stattfinden musste. Zu essen gibt es einfache, einheimische Spezialitäten, deren Bezeichnungen im Dialekt ein Reisender schwerlich versteht. Während die *Malvasie*, die Casanova erwähnt, ihren Namen vom dort ausgetrunkenen Malvasier hatten, nennen sich die *Bàcari* nach dem Weingott Bacchus.

Der *Bàcaro Do Spade*, was auf Venezianisch «zwei Schwerter» bedeutet, wurde wie auch der Durchgang, an dem er liegt, so genannt, nachdem sich dort auf der Brücke zwei *nobili*; wegen einer Kurtisane duelliert hatten. Direkt hinter dem *Do Spade* liegt die noch heute *Carampane* genannte Gegend, das einstige Lustviertel der Stadt, mit dem *Ponte delle Tette*. Naheliegender, dass Casanova hier oft verkehrte. Nachgewiesen ist, dass er 1744, mit neunzehn Jahren, in einem Nebenzimmer des *Do Spade* eine Nacht zubrachte. Den Namen seiner Gefährtin wissen wir nicht; zu vermuten ist, dass auch sie ein Duell wert gewesen wäre. *Carampane* werden bis heute zudem die käuflichen Damen genannt, wenn sie verblüht sind. *Do Spade*, Sottoportego de le Do Spade 860, Sestiere San Polo, FON 041/5210574.